

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 17 (1934)
Heft: 13

Artikel: Volksethische Fragen : (Fortsetzung) [Teil 2]
Autor: Limacher F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-408476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Volksethische Fragen.

Von Dr. med. F. Limacher, Bern.
(Fortsetzung)

Wo ein Familienvater, aus diesen oder jenen Gründen nicht in der Lage ist, seine Familie normal zu ernähren, hat der Staat die Pflicht, ihm in humaner Weise zu helfen. «Wer das nicht begreift», sagt ein Schriftsteller, «ist entweder ein Spitzbube oder ein Dummkopf.» Wir haben es auch in der Nachkriegszeit gesehen, dass der Staat dies begriffen und sogenannte Arbeitslosenunterstützungen ausgerichtet hat.

Damit streifen wir das Kapitel von der *Ernährung* des Volkes, welche mit der sogenannten Uebervölkerung im engsten Zusammenhange steht. In einem Staate der Gegenseitigkeit, welcher über die produzierten, zum Leben notwendigen Lebensmittel nach der Bedürfnisfrage verfügen könnte, würde kaum jemals Uebervölkerung eintreten, weil die zunehmende Volksmenge von sich aus schon den Boden intensiver bearbeiten würde. Es ist interessant, an dieser Stelle zu hören, dass laut den Mitteilungen eines kompetenten schweizerischen Kulturingenieurs das meliorisierte Gebiet bei Grenchen mit Getreide bepflanzt, für den ganzen Kanton Solothurn genügend Brotfrucht produzieren würde, und das gleiche wäre der Fall für den ganzen Kanton Bern, wenn das Gebiet der alten Aare zwischen Biel und Aarberg urbar und diesem Produkt dienstbar gemacht würde. Was in diesen beiden Kantonen zutrifft, hätte wohl auch noch in vielen andern Kantonen Aussicht auf Erfolg, und somit müssten wir in der Schweiz nicht teures, ausländisches Getreide einführen.

Unter der Herrschaft des egoistischen Staatsprinzips verhält die Sache sich aber ganz anders. Weil der besitzlose Kopf- und Handarbeiter mit seiner ganzen Familie von den Schwankungen des Marktpreises und von der Gewissenlosigkeit, der Selbstsucht und Habgier der Arbeitgeber abhängig ist, so muss er notwendigerweise schon bei der ersten ungünstigen Konstellation des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage ins Elend und in Schulden geraten, aus denen er trotz Sparkassen und dergleichen Einrichtungen nicht mehr herauskommt, weil, wie ein Schriftsteller sagt, «die Plutokraten an nichts so verzweifelt festhalten, wie am Geld und sich lieber einen glühenden Draht durch die Nase ziehen lassen, als nur einiges Weniges von ihrem gewaltigen Ueberfluss dem leidenden Mitbruder zu opfern». Glänzende Beispiele dafür aus neuester Zeit bilden die Getreidespekulationen auf der Börse in Chicago, wo an einem einzigen Vormittag durch das Hinaufschrauben der Preise hunderte von Millionen von Dollars verdient wurden. Auch der auf der falschen Glaubenslehre der verblendeten Nationalökonomien fussende moderne Staat vermag das Elend und die Not der Proletarier nicht aus der Welt

Schwärmers ein Geschäft machen». In der Kirche der Zeit sah er die Sachwalterin der Herrschenden, und in den Armen und Aermsten die, welche die ganze Bürde des Staates, «alle Mühe und alles Elend» zu tragen haben. «Auf euch drücken nicht bloss Könige und Fürsten, sondern der ganze Adel, die ganze Klerisei und Möncherei nebst allen Rechtsverdrehern, allen Blutsaugern von der Finanz- und Steuerpacht und allem müssigen und unnützen Volke, das es auf Erden gibt. Einzig von den Früchten eurer sauren Arbeit leben alle diese Menschen ...; ihr allein schafft ihnen, was sie nicht nur zu ihrem Unterhalte, sondern auch zu ihren Lustbarkeiten bedürfen.»

Wer hat vor Marx so scharfe und durchschlagende Worte und Argumente gegen die Institution des Privateigentums gefunden? Wer, ausser Jean Meslier? Krieg, Klassenjustiz, Korruption und Verbrechen: die «Ordnung», die auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln beruht, hat sie zu immer scheusslicher Blüte getrieben. Die «Ordnung», die bewirkte «les fraudes, les tromperies, les fourberies, les injustices, les rapines, les vols, les larcins, les meurtres, les assassins et les brigandages, qui causent une infinité de maux parmi les hommes.»

Noch gab es kein Industrieproletariat, zu dem Meslier reden, keine organisierte und bewusste Massenbewegung, an die er sich wenden konnte. Und wenn er darum den Völkern mit lauter Stimme empfahl, sich durch den individuellen Mord «von ihrer Zwingherrschaft zu befreien», so ist das gewiss als ein Zeichen frühreifer Ungeduld, als krasse Unkenntnis historischer Gesetzmässigkeit,

zu schaffen, somit auch der Uebervölkerung nicht Herr zu werden. Es ist daher als Tatsache zu konstatieren, dass, weil die Verteilung der zum Leben notwendigen Nahrungsmittel eine höchst unrationelle ist, die grossen Volksmassen darben, während eine relativ kleine Zahl von Einzelpersonen in Ueppigkeit und Schwelgerei dahin leben.

Henry Ford sagt treffend: «Wir haben heute ein eingeleigtes Geldsystem. Es bewährt sich prachttvoll — für die Reichen. Es ist das an sich vollendete System für die zinsenziehenden, kreditbeherrschenden Finanzmänner, welche im wahrsten Sinne des Wortes den Gebrauchsartikel «Geld» besitzen. Das Volk ist aber auf dem besten Wege, zu sehen, dass es ein recht armseliges System für sogenannte «harte Zeiten» ist, da es das einspurige Geleise blockiert und den Verkehr sperrt. Sollen irgendwelche Interessen besonders geschützt werden, dann nur die Interessen — nicht einer Klasse, sondern des Gesamtvolkes. Vielfältigkeit des Absatzes und der Verwendung der Produkte, finanzielle Erleichterungen, sind die besten Abwehrmittel gegen ökonomische Krisen.» Bei Henry Ford könnten unsere Staats- und Volkswirtschaft-Finanzgenies in die Schule gehen, sie würden dann gezwungen, ihre heutige Auffassung gänzlich fallen zu lassen und für das direkte Gegenteil einzustehen.

Dieterici sagt in seinem Buche betreffend die Uebervölkerung folgendes: «Eine Uebervölkerung kann doch nur heissen, dass mehr Menschen auf einem bestimmten Landkomplex leben als darauf leben sollten oder leben könnten. Wenn die Menschenzahl auf einem gegebenen Raum aus den Produkten dieses Raumes genügende Existenzmittel erhält, so ist das richtige Mass an Bevölkerung vorhanden, daher kann man niemals sagen, dass tausend, fünftausend oder zehntausend Menschen die richtige Zahl für einen Quadratkilometer Land sind. Denn man kann theoretisch absolut nicht bestimmen, wie viel Nahrungsstoffe auf demselben erzeugt werden können und wie viel davon der einzelne Kopf im Durchschnitt verbraucht. Dabei kann die Ertragsmöglichkeit des Bodens rascher steigen als die Zahl der Menschen. Die Arbeit ist es vor allem, welche neue Werte schafft, die Vermehrung der Menschen vermehrt die Arbeitskräfte, der unbebaute Acker trägt Feldblumen, der bebaute aber Getreide. Zieht man zudem noch die Intelligenz der Menschen in Rechnung, so lässt sich gar nicht übersehen, wie gross die Menge der Existenzmittel infolge der verbesserten und rationelleren Landwirtschaft wird, so z. B. durch maschinellen Betrieb, durch die Anwendung von Elektrizität und dergleichen mehr. Die Regierung erleichtere den Erwerb von Land, begünstige die Arbeit und gestatte, dass jede Kraft sich voll auswirken darf.» Da ist der Ort, eines Mannes zuzudenken, welcher vor zirka

aber keinesfalls — vergessen wir nicht die Zeit, in der Meslier lebte — als ein fluchwürdiges Verlangen hinzustellen.

Es war ein Leben der Lüge, das der arme französische Pfarrer führte und vielleicht führen musste. Die Kirche des Feudalismus, die er hasste und verfluchte, ernährte ihn. An kein Wort seiner Predigten glaubte er — und dennoch hielt er sie, ohne sich auch nur einmal dabei zu verraten. Wie muss die Maske, die er trug, in den Stunden, in denen er das Testament schrieb, gehöhnt, gelacht, geschrien haben. Denn ehrlich ist das Testament, Lüge aber das Leben Jean Mesliers. Lüge? Was hätte es denn schon genützt, für Gedanken einzustehen, die selbst durch die französische Revolution noch nicht verwirklicht werden konnten, und die auch heute noch, in dieser Stunde, von Staats- und Rechtswegen gelehrt, verdammt und verbrannt werden können?

Doch was im 17. Jahrhundert als Testament einer Nachwelt hinterlassen werden durfte, muss nun — und mag die Welt auch voller reaktionärer vergöbelster Teufel stecken — am hellen Tag und auf offenem Markt ausgesprochen und vertreten werden. Nicht eine Zeit hat mehr als die jetzige eindeutige Klarheit und kluges, sehr kluges, entschlossenes Vorgehen gefordert.

Das Werk Jean Mesliers, das Voltaire 1742 in einer allerdings sehr oberflächlichen Auswahl, die sich ausschliesslich auf das anti-kirchliche beschränkte, veröffentlichte die «Mémoires des pensées et des sentiments de Jean Meslier», — es ist — leider noch immer — kein verstaubtes, historisches Dokument für Philologen, sondern eine blutvolle, sehr aktuelle Kampfschrift.

20 Jahren bei uns in der Schweiz das «Recht auf Arbeit» einführen wollte. Es ist dies der kürzlich verstorbene Alt-Bundesrat Frey, dessen Vorschlag aber leider von seiten der Arbeitgeber mit den schärfsten und minderwertigsten Mitteln bekämpft in der Volksabstimmung verworfen wurde. Frey hat den Untergang seiner ganz im Sinn und Geist eines Hilty getragenen humanen Vorlage nicht verschmerzen können und ist daher von seinem hohen Amte zurückgetreten. Sein Andenken ist in Ehren zu halten, er war ein Staatsmann von guter Art, wie wir sie heute schmerzlich vermissen, in unserem Zeitalter der Advokatenkompromisse und Kulissenschieberen hinter der Bühne der Öffentlichkeit.

Die Ausführungen Dietericis, welche den Sitzungsberichten der ehemaligen königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin entnommen sind, beweisen wohl zur Genüge, dass die sogenannte Uebervölkerung oft genug nur ein Schattengebilde ist. Wie man Ueberschwemmungen künstlich erzeugen kann, so auch Uebervölkerungen. Bricht ein feindliches Herr in ein Land ein, ohne genügend Lebensmittel mit sich zu führen, so werden natürlich die Bewohner des betreffenden Landes ihrer Vorräte beraubt — beim Krieg der Franzosen gegen die Russen und Oesterreicher in der Schweiz im Jahre 1798 war im ganzen Kanton Uri noch eine einzige alte Kuh vorhanden —, Ursache ist die Uebervölkerung, sagt der Nationalökonom. Schleppt ein habstüchtiger Arbeitgeber zahlreiche Arbeitnehmer auf einem beschränkten Arbeitsplatz zusammen, gibt ihnen einen schlechten Lohn und verkauft ihnen die Lebensmittel zu Höchstpreisen, so ist wieder Uebervölkerung da, sagt wieder der gescheite Nationalökonom. Eine Uebervölkerung tritt aber niemals ein, solange kein Schieber oder Kriegsgewinner vorhanden ist, welcher im Zwischenhandel dem Volke den Bissen vom Munde wegschnappt oder die Verkehrsmöglichkeiten unterbindet. Daher ist keine Notwendigkeit vorhanden, die Uebervölkerung zu bekämpfen, Menschen in fremde Länder zu jagen oder durch künstliche Mittel die Zahl der Nachkommen zu beschränken. Ein guter Staat wird dafür sorgen, dass jedermann sich satt essen kann, dass niemand hungern muss, dass keiner friert oder moralisch verkommt. Viel eher jage man die Spitzbuben aus dem Lande, die dem Volke das im Schweisse des Angesichts sauer erworbene Brot rauben. Eine grosse Zahl naturgemäss lebender und normal arbeitender Menschen reichen einem Staate bei weitem mehr zum Vorteil als eine geringe, über grosse Flächen verzelte Bevölkerung. Diese Behauptung wird durch die Weltgeschichte jederzeit zur Genüge bewiesen.

Eine andere Autorität, H. C. Carrey, spricht sich über diese Verhältnisse in seinem Buche «Die Grundlagen der Sozialwissenschaft», wie folgt aus: «Bevölkerung und Reichtum haben nur dann Tendenz zur Vermehrung, genau so, wie auch die

Kultur des Bodens, wenn der Mensch seinen Gesellschaftsinstinkt betätigen kann. Zerfällt aber diese Möglichkeit, so haben sie die Tendenz, abzunehmen und die Schwierigkeit, Nahrung zu erhalten, stellt sich ein und wird immer grösser. Bevölkerung nützt die Stoffe der Erde aus, Entvölkerung nimmt dem Stoff die Nützlichkeit und bewirkt ein beständiges Sinken seiner Kraft, wodurch natürlich auch die Vorräte an Kleidung, Nahrung etc. abnehmen. Ganz genau verhält es sich so auch mit der geistigen Kraft. Bevölkerungszunahme schafft neue und verschiedenartige geistige Werte. Entvölkerung entthront den Intellekt, setzt an seine Stelle rohe physische Kräfte und reduziert damit die Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen.»

Je weiser und sympathischer ein Staat regiert wird, desto normaler wickelt sich auch das Leben im dichtbevölkertsten Gebiet ab, weil eine vernunftgemässe Regierung dafür sorgt, dass jedes Individuum genügend Platz zum Wohnen hat und so Krankheiten und Sittenlosigkeit verhindert. Henry Ford sagt über diesen Punkt: «Meine Arbeiter werden neben ihrer Fabrikfähigkeit noch Landwirtschaft, Gartenbau betreiben. Von Uebervölkerung kann daher niemals gesprochen werden. Durch die Konzentration der Bevölkerung haben wir vieles gelernt, was Wohnungshygiene und soziale Organisation betrifft.»

Bei Menschen, welche normal leben, normal arbeiten und im Geschlechtsleben normal sind, steigt der gesundheitliche und moralische Koeffizient beständig. Dabei darf aber eine Regierung nicht die Einzelpersonen ihrem Schicksal überlassen, sondern sie muss unablässig dafür sorgen, dass jedermann arbeiten und seine Lebensbedürfnisse normal befriedigen kann. Dazu ist notwendig, dass alle Organisationen der Selbstsucht energisch bekämpft werden. Zu diesen gehört in aller erster Linie die *Börse* und die mit ihr verbundene *Spekulation*, die Trusts, welche zusammen und einzeln die Hauptsache des Elendes und der sogenannten Uebervölkerung sind. Das Börsensystem kennt nichts anderes als Angebot und Nachfrage und ist daher Selbstsucht in konzentriertester Form. Auf der einen Seite werden dadurch einige wenige ohne Arbeit enorm reich, während Hunderttausende von Menschen in verpesteten Quartieren zusammengedrängt leben müssen. Wie an der Börse Geld verdient wird, dafür verweise ich noch einmal auf die Getreidebörse von Chicago. An derselben wurden an einem einzigen Vormittag in einer halben Stunde rund 200 Millionen Dollars (d. h. 1000 Millionen Franken Schweizer Währung) verdient.

Verweilen wir noch einen Moment bei der Spekulation, diesem Krebsgeschwür in unserem Wirtschaftsorganismus. Der Spekulant ist ein Schmarotzer, er produziert nichts, er nimmt mit List oder Gewalt den wirklich Arbeitenden den grössten Teil ihres Erwerbes weg, also im Prinzip gar nichts anderes,

Ochsen bestimmen einen Kirchenbau.

Am 8. Juni, abends, brachte der schweizerische Landessender, Studio Bern, eine Reportage vom Niesen-Kulm. Der Landessender will mit diesen Reportagen den Schweizern die Schweiz näher bringen. Ob dies auf diese Art möglich ist, wollen wir nicht erörtern. Verbilligte Bahnfahrten vermögen dies sicher besser als Reportagen. Eine Reportage von einem Sportereignis kann man sich ja noch gefallen lassen, aber Reportagen über Schweizer Landeskunde und Geographie scheinen verfehlt. Persönlich bin ich der Ansicht, dass sie der Anspruchslosigkeit der Radiohörer das «beste Zeugnis» ausstellen!

Am Schlusse der Reportage «zündete» man mit dem Scheinwerfer, oder dem Niesenlicht, auch ins Kiental. Einer der Herren erzählte dann bei diesem Anlass die «Sage» von der Entstehung der Kirche von Reichenbach. Da mir ein wörtliches Stenogramm fehlt, erzähle ich die «Sage» frei, also so, wie sie mir noch im Gedächtnis ist.

Man wollte im Kiental eine Kirche bauen, um die religiösen Bedürfnisse der Talbewohner zu befriedigen. Der Bau wurde begonnen, das Fundament gelegt, doch war es unmöglich, über die ersten Anläufe hinauszukommen. Jede Tagesarbeit war am folgenden Morgen zerstört, die Mauer auseinandergerissen. Die Ursache dieses Geschehens blieb im Dunkeln. Alle Wachsamkeit, alle Vorsicht war umsonst, ja, selbst Beschwören und Beten taugten nichts gegen diesen nächtlichen Spuk. Immer wieder waren am Morgen die Mauern zerstört.

Da erkannte man, wie immer früher, wenn etwas nicht gelingen wollte, dass das Kirchgebäude auf ungeweihtem Boden stand und nichts anderes übrig blieb, als einen neuen Bauplatz zu wählen. Man wurde rätig, den neuen Bauplatz durch ein Ochsengepann bestimmen zu lassen, wohl in der Annahme, dass Ochsen eine «bessere Nase» für «geweiht» und «ungeweiht» hatten als die Menschen. Das Gepann sollte durch das Tal laufen und da, wo die Tiere zuerst Halt machen würden, da sollte der Bauplatz gewählt werden.

Die Ochsen liefen durch das ganze Kiental und machten erst Halt vor Reichenbach, da, wo heute die Kirche steht. Auf diese Weise wurde geweihter Boden gefunden und darauf die Kirche errichtet. So glaubte man wenigstens!

Aber die Ochsen haben die Umgebung des Bauplatzes zu wenig in Rechnung gestellt. Wiederholt wurde die Kirche von Reichenbach von den Wassern der Kander heimgesucht und bei Hochwasser mit Schlamm und Geröll gefüllt. Die Sage fand ihren Abschluss in der trockenen Frage von Leo Held, dem Reporter des Studio Bern, der meinte, «Heute würde man wohl den Bauplatz der Kirche nicht von Ochsen bestimmen lassen!»

Dies wurde auch vom Erzähler der «Sage» bestätigt. Wirklich, soviel Selbstvertrauen haben die Menschen inzwischen bekommen, dass sie heute nicht mehr mit einem Ochsengepann auf die Bauplatzsuche gehen. Heute entscheiden, um mit der «Sage» zu sprechen, nicht mehr die Ochsen, wo und wann eine Kirche gebaut werden soll. Heute entscheiden andere Dinge, doch wollen wir — um den konfessionellen Frieden nicht zu stören — die Boshaftigkeit unterdrücken!

als was sich die Raubritter des Mittelalters, allerdings in etwas offenerer Weise, geleistet haben. Statt Schwert und Lanze wird jetzt mit «Hausse und Baisse» gefochten. «Wir können keinen Bissen Brot essen», sagt Max Nordau, «wir können keine Wohnung mieten, wir können keinen ersparten Rappen anlegen, ohne von den Spekulanten in dieser oder jener Form beeinflusst zu werden.» Wenn auch ein Spekulant ab und zu untergeht, so ist dies eben nur ein einzelner, niemals aber wird das System als solches davon beeinflusst. Der Spekulant sagt, er hätte infolge seiner Kühnheit und seines Scharfblickes in der Beurteilung einer Geschäftslage das Recht auf einen gesteigerten Gewinn. Uebersetzen wir dies ins gute Deutsch, so heisst es: weil der Spekulant über Mittel, sich geschäftlich zu orientieren, verfügt, welche andern Menschen unzugänglich sind, — weil er Verluste nicht fürchtet, so soll er deshalb das Recht haben, dem Kopf- und Handarbeiter den Erwerb und sein Arbeitsprodukt wegzunehmen? Dieses Recht beruht also lediglich darauf, im Kampf ums Dasein bessere Waffen zu besitzen. Erhält einmal der Ausgebeutete bessere Waffen, wird er dadurch der Stärkere, dann hat er nach der Praxis der Spekulanten logischer Weise doch wohl auch das Recht, dieselben rücksichtslos anzuwenden und dem Spekulant sein zusammengeraubtes Gut wieder wegzunehmen. Auch für Henry Ford, der in dieser Frage sicherlich als Autorität gelten darf, haben die Spekulanten, denen er noch ganz ausdrücklich die sogenannten Aktionäre zugesellt, keine Existenzberechtigung. Er will möglichst vielen Arbeitern möglichst gutbezahlte Arbeitsgelegenheit verschaffen, er will Existenzen begründen und Häuser aufbauen, er will die erzielten Gewinne nicht dazu verwendet wissen, Riesenvermögen zu schaffen in den Händen einiger weniger, sondern dazu, bessere Arbeitsverhältnisse, höhere Löhne und grössere Arbeitsmöglichkeiten zu begründen. Platz für nicht mitarbeitende sogenannte Aktionäre ist bei ihm keiner vorhanden.

Die Wichtigkeit der besprochenen Probleme verlangt es, noch an einem ganz konkreten Beispiel, entnommen dem Buche von Max Nordau «Die konventionellen Lügen der Menschheit», zu beweisen, dass der Satz:

«Die Erde kann die Menge der Menschen nicht mehr ernähren, daher muss man die Menschenmenge vermindern» *vollständig falsch ist*, dagegen aber der Satz:

«Die Erde kann die Menschen nicht ernähren, weil die Menge der Nahrungsmittel fehlt, daher muss man die Nahrungsmittel vermehren»

durchaus richtig ist, was im Folgenden bewiesen wird:

«Europa ernährt auf 9,710,340 Quadratkilometer Boden 316 Millionen Bewohner, d. h. es ernährt sie höchst unvollkommen, denn es bezieht aus Indien, Afrika, Amerika, Australien Getreide und Fleisch in sehr grossen Mengen, ohne selbst von seiner eigenen Lebensmittelproduktion Erhebliches abgeben zu können. Und dabei trotz dieser Einfuhr aus allen überseeischen Ländern leiden noch eine grosse Zahl der Bewohner Europas Not und Mangel. Europa als Ganzes betrachtet erweist sich daher scheinbar unfähig, auf einem Quadratkilometer 32 Menschen ausreichend zu ernähren. Nun ernährt aber Belgien auf 29,455 Quadratkilometer Grundfläche 5,536,000 Menschen, also 200 pro Quadratkilometer, d. h. sechs Mal mehr als die Durchschnittszahl für ganz Europa ergibt. Würde der Boden überall in Europa so kultiviert wie in Belgien, so könnten statt 316 Millionen 1950 Millionen von Menschen ernährt werden, oder anders ausgedrückt, bei 316 Millionen müsste jeder Bewohner sechs Mal so viel Lebensmittel erhalten als vorher. Belgien genügt aber selber seinem Bedarf nicht ganz und muss etwa ein Viertel im Ausland kaufen und einführen. Dabei aber ernährt es immer noch statt 200 rund 150 Menschen pro Quadratkilometer was auf Europa berechnet immerhin 1458 Millionen ausmachen würde, also noch mehr, als die heutige Gesamtbevölkerung der ganzen Welt beträgt. Brächte man den ganz unproduktiven Boden in Abzug, so die Hochalpen, so würde auch dann noch das Resultat zugunsten der Mehrproduktion von Nahrungsmitteln sprechen.»

(Fortsetzung folgt.)

Dr. T. G. Masaryk als Freidenker.

Wir haben im «Freidenker» Nr. 11 vom 1. Juni einen Artikel über T. G. Masaryk als Freidenker in Aussicht gestellt. Von unserm Mitarbeiter, der sich anlässlich eines Vortrages über «Freigeistige Staatsmänner» auch mit dem tschechischen Staatspräsidenten beschäftigte, erhielt die Redaktion folgende Antwort auf ihre Bitte um einen Artikel über «Masaryk als Freidenker»:

Sehr geehrter Gesinnungsfreund!

Ihrer Einladung, über den tschechischen Staatspräsidenten T. G. Masaryk einen Artikel zu schreiben, kann ich leider nicht im gewünschten Sinne entsprechen. Als ich seinerzeit in der Ortsgruppe Zürich über freigeistige Staatsmänner der Gegenwart referierte und dabei insbesondere Edouard Hérriot und T. G. Masaryk erwähnte, lag noch etwas wie «Meeresstille» über den politisch wenig erregten Gemütern. Heute, wo die Geister sich bei jeder Diskussion glauben scheiden zu müssen, möchte ich durch die Charakterisierung eines Staatsmannes, der in gewisser Hinsicht immer an die Ziele einer Partei gebunden bleibt, nicht den Anschein erwecken, als ob ich damit für eine bestimmte politische Richtung Propaganda machen wollte.

Bei aller Verehrung für Präsident Masaryk widerstrebt es mir auch, mich zum Biographen eines hoffentlich noch recht lange lebenden Zeitgenossen aufzuschwingen, schon aus Achtung vor der Person des Mannes und in der Meinung, dass auch Staatsmänner der Geschichte angehören müssen, wenn man ihr Werk unvoreingenommen und objektiv beurteilen will. Diese Bedenken sollen aber uns Freidenker nicht daran hindern, mit Freude und Genugtuung auf die Tätigkeit Masaryks, als Gelehrter und Staatsmann, zu blicken und ihn für uns in Beschlag zu nehmen, auch dann, wenn seine präsidentiellen Pflichten die eigenen Wünsche zurücktreten lassen; — wissen wir doch nur zu gut, dass Amtspflichten mit den persönlichen Ansichten über eine Sache vielfach nicht übereinstimmen. Es gereicht uns aber dennoch zur Freude, an der Spitze eines angesehenen demokratischen Staatswesens einen Mann vornehmer, fortschrittlicher Gesinnung zu wissen, der durch sein Leben und Wirken Zeugnis ablegte für den tiefen Gehalt einer dogmenfreien, empirisch wissenschaftlichen Weltanschauung. Einen Mann, der, wie Masaryk, als er noch Abgeordneter im ehemaligen k. k. österreichischen Parlament war, die Worte prägte:

«Ich kann es nicht zulassen, dass man sagt, Religion sei Privatsache. Das sagt man nicht, um derart die individuelle und subjektive Ueberzeugung zu dokumentieren, sondern eigentlich nur deshalb, um einen Vorwand zu finden, sich in religiösen und kirchlichen Fragen nicht entscheiden zu müssen»; ferner

«In der Wissenschaft basieren wir auf der Erfahrung, auf den natürlichen Gaben des Verstandes, des Gefühles und des Willens, in der Theologie, in der kirchlichen Theologie basieren Sie auf der Offenbarung. Das Wunder ist Ihres Glaubens liebstes Kind»; und

«Deshalb wird und muss der Kampf, um den es sich handelt, der direkt und indirekt, der fortwährend und überall durch Jahrhunderte geführt wird — erschrecken Sie nicht, auch in Oesterreich zur Trennung von Staat und Kirche und zur Trennung der Schule von der Kirche führen», wird wohl keine Kirche als einen der ihren bezeichnen wollen.

Als Schweizer ist es nicht meine Aufgabe, die grossen Verdienste Masaryks um den nach Schluss des Weltkrieges neu entstandenen tschechischen Staat zu schildern. Es wäre in unserem Blatte auch nicht der Raum dafür. Anerkennenswert bleiben aber auch für uns der Mut und die unbeirrbar Ueberzeugungstreue Masaryks, Eigenschaften, die vor Jahrzehnten bei der europäischen Kulturwelt lebhaften Widerhall fanden, als Masaryk noch im aktiven Kampfe gegen die antisemitisch aufgezogenen Ritualmordlügen und gegen die streitbare römische Kurie stand. Ich verweise hier auf das in der staatlichen Verlagsanstalt in Prag erschienene, sehr interes-